

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 14 (1910)

Artikel: Basler Trachten um die Mitte des XVII. Jahrhunderts
Autor: Heierli, Julie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-111219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Basler Trachten um die Mitte des XVII. Jahrhunderts.

Von Frau Julie Heierli, Zürich.

Die Portraits und Studien, welche Hans Holbein d. J. und einige andere geniale Maler seiner Zeit von ihren Mitbürgern und deren Frauen hinterlassen haben, bieten uns prächtige Gelegenheit, die Kleidermode, wie sie in Basel zu Anfang des XVI. Jahrhunderts getragen wurde, kennen zu lernen. Es waren farbenfreudige, duftige Gewänder. In freien Falten floss das Kleid der Frauen vom Gürtel abwärts, am Boden eine Schleppe bildend. Die Taillen verbanden sich mit den Ärmeln, ohne die Schultern zu bedecken. Diese blieben, wie Busen und Hals, oft völlig unbedeckt. Die bürgerliche Alltagstracht zeigte freilich ehrbar und zierlich ein fein gefälteltes Hemd, das bis zum Hals emporstieg. Bürgersfrauen trugen eine helle Haube, welche Stirn und Ohren bedeckte, nach hinten über die Frisur oder einen Reifen emporstieg und im Nacken zusammengebunden wurde. Adelige Frauen bargen ihr Haar in einem Goldnetz und setzten oben drauf ein graziöses, mit Federn verziertes Barett. Der Braut setzte man eine Art Krone aus perlenbesäten Goldborten auf. Aus Holbeins Bildern lernen wir auch das züchtige und ganz einfache Kirchenkleid kennen. Der lange, dunkle Mantel, die „Schaube“, hüllte die Gestalt ein. Eine weisse Kopfhülle reichte bis auf die Augenbrauen herab und umschlang das Kinn und den Hals. Als Zeichen der Trauer hieng ein langes Ende über den Rücken herab.

Auch die Bekleidung der Männer war farbenreich. Dasselbe kokette Barett wie bei den Frauen zierte ihr Haupt. Auch sie bedeckten Hals und Brust nur lose mit dem Hemd. Das farbige Wams war, ähnlich der Frauentoilette, weit ausgeschnitten. Sowohl die Männer- wie die Frauenärmel waren gepufft, geschlitzt, zerschnitten. Die Beinkleider lagen fest am Körper an und reichten nur bis zu den Knien. Standespersonen hatten vom Gürtel eine Art Rock herabhängen, ungefähr in der Länge der Hosen.

Gegen Mitte des XVI. Jahrhunderts verliert sich diese malerische Tracht. Breite Achselteile bedecken nun die Schultern; das glatte Vorderteil der Taille wird seitwärts geschlossen. Die Ärmel haben ihre Mannigfaltigkeit verloren. Der Oberärmel wird weit, der vordere Teil eng anliegend geordnet. Das Hemd ist nur noch als kleines Dreieck von der Brust bis zum Hals sichtbar. Um den Hals ist der Stoff des Hemdes in einen breiten Kragen oder „Brisli“ vereinigt und oben mit einer Krause besetzt. Wir werden später sehen, welche grosse Rolle diese Krause in der Kostümgeschichte auf lange Zeiten gespielt hat. Die Röcke werden kürzer, das Nachschleppen am Boden verschwindet.

Um 1600 zeigt die Kleidermode ein völlig verändertes Aussehen. Alles Schlanke, Schmiegsame ist verschwunden. Alles scheint steif und starr geworden zu sein. Die Männer schreiten in übermässig gebauschten Hosen, welche die Knie nicht mehr erreichen, einher. Das Wams ist bis zum Hals geschlossen. Dagegen sind die Oberärmel, gleich den Hosen, weit gespreizt von der Fülle des Stoffes. Die Hemdenkrause ist zu beträchtlicher Breite angewachsen.

Die Frauen beginnen unter der sich nach oben immer mehr schliessenden Taille geschnürte Mieder zu tragen, durch das der Oberkörper steif und fest eingeschlossen wird. Die Ärmel sind ganz eng geworden; sie tragen an den Achseln kugelförmig aufstehende Puffen. Die schweren Stoffe der Röcke stehen in tiefe Falten geordnet rings auf dem Boden auf. An den Hüften werden dicke Polster unterlegt. Die Figur bekommt ein fassartiges Aussehen, das noch erhöht wird durch die breiten Zierstreifen, welche in der ganzen Höhe, rings um die Röcke herum, aufgesetzt sind. Welch ein Unterschied gegenüber den schmiegsamen Gestalten zu Holbeins Zeiten! Es fehlen aber auch die genialen Künstler in Basel. Mühsam müssen wir unsere Kostümstudien an Hand der Glasscheiben fortzusetzen versuchen. Vereinzelt Kniestück-Portraits, Stammbuchblätter und Ex votos geben einigen Aufschluss, bis wir wieder reiches Material für die Basler Kleidermode von 1624—34 bei einem einheimischen Kupferstecher vorfinden.

Der Basler Hans H. Glaser¹⁾ hat i. J. 1624 eine Sammlung kleiner Kupferstiche veröffentlicht, auf welchen er ebenfalls wie Holbein seine Mitbürger darstellt. 1634 gab er eine weitere reichere Sammlung solcher Bilder heraus. Auf 68 Blättchen in der Grösse 85×110 mm radierte er 103 männliche und 68 weibliche Figuren. Darunter sind alle Stände vertreten, vom Reichsvogt und Bürgermeister bis zum Bettler, von der adeligen Dame und vornehmen Bürgerin bis zur Näherin und Dienstmagd herab.

Die Bildchen sind mit solcher Genauigkeit ausgeführt, dass auch die kleinsten Einzelheiten an den Figuren zur Darstellung gelangen. Es ist ein grosser Vorzug dieser Bildchen, dass kein malerisches Fantasiegebilde, keine Übertreibung, kein unrichtiges Anbringen einzelner Stücke zu gunsten der Schönheit des Bildes in Anwendung kam. Vom künstlerischen Standpunkt aus mögen die Darstellungen zu wünschen übrig lassen. Sie sind aber in ihrer Wahrheitstreue unschätzbar für das Studium von Kostüm und Sitten.

Nicht nur die Formen in all ihren Einzelheiten, sondern auch die verschiedenen Stoffe, aus denen die Kleider gemacht waren, lassen sich erkennen.

Bild 1 zeigt uns die „vornehme Braut“ auf dem Weg zur Kirche, nicht mit dem Bräutigam, sondern in Begleitung eines vornehmen Gelehrten. Er ist bekleidet mit grossblumig gemusterten damast-seidenen Pluderhosen und ebensolchem Wams. Sein Rock besteht aus Seidenstreifen, zwischen denen Samt eingesetzt ist. Der zylinderförmige Hut ist mit Samt überzogen, der Rand mit Pelz verbrämt; darüber liegt eine „Porte“ oder „Galone“ (Posamentierarbeit, oft von Goldfaden gewirkt). Die goldene Kette auf der Brust mit der Münze daran bekundet die hohe Stellung, das Bouquet in der Hand den Hochzeitsschmuck. Die Auszeichnung des Bräutigams war ein kleines Sträusschen künstlicher Blumen, welches, in die Höhe stehend, oben am Deckel des Hutes befestigt wurde. Die Braut trägt, mit züchtig niedergeschlagenen Augen einhergehend, ebenfalls eine aus Damastseide bestehende Schürze. Nach unten überschlägt sich der Saum und lässt ein Fleckchen des mit zwei Bordüren garnierten Unterrockes sehen. Eine Auszeichnung

¹⁾ Über diesen Künstler s. D. BURCKHARDT im „Basler Jahrbuch“ 1897 S. 144 ff. u. im „Schweizerischen Künstler-Lexikon“ I, 591 fg.

des Basler Braut- und „Gottenkleides“ sind einige Querstreifen am Oberarm. Das Gold- und Silbergeschmeide besteht aus einem Gürtel, welcher vorn in der Mitte durch ein grosses Schloss zusammengehalten ist, und eine Verlängerung bis auf den Schürzensaum herunterhängen lässt. Dazu gesellen sich Arm-bänder, Fingerringe und kostbare Anhänger an den Schnüren der Halskrause. Das wertvollste Stück der Braut- oder Gottenausstattung ist die Kopfbedeckung, der sog. „Jungfern-Bendel“, auch „Porten-Zier“ oder „Perlin-Borten“ genannt.

Vergleichen wir eine Brautkrone Holbeins von ca. 1510 mit derjenigen Glasers von 1624 und 1634,¹⁾ so lässt sich leicht erkennen, dass nur der obere Teil der alten Krone sich verändert hat, d. h. in die Höhe und in die Breite gewachsen ist. Noch immer werden die Zöpfe schneckenförmig um die Ohren angeordnet und sind gleichsam mit einer Goldborte, welche über die Stirn läuft, verbunden. Auf diese Borte setzt sich eine zweite, um den ganzen Kopf laufend, auf; von dieser fallen rote Fransen seitwärts über die Schneckenform der Zöpfe und hinten herum über den Kopf herab. Auf dem obern Rande der Krone stehen kleine Gold- oder Perlenblumenbüschel in die Höhe. Diese Brautkrone, wie die Ärmelgarnitur, war zur gleichen Zeit auch in Nürnberg gebräuchlich, in der Schweiz einzig nur in Basel.

Es dürfte nicht uninteressant sein, zu hören, wie viel diese Kronen den Behörden zu schaffen machten. 1630 sagt ein Reformationsmandat²⁾: „Die Jungfrauen dürfen ihre jungfräulichen Zierden als Bendel und Borten oder sonst andern Ehrenkränzen nicht nach dem Hochzeitessen ablegen“ ..., 1637: „Es dürfte der grossen Kosten wegen nicht unratsam sein, die Perlin, Porten und Jungfrauen Bündel gänzlich abzuschaffen und mit Unterlassung der Schauben, die ihnen erlaubten Röck und Kutten gebrauchen zu wollen. Vornehmer Leute Töchter dürfen auf's Höchste 200 Pfd. dafür geben,“ 1665: „Bei Hochzeiten und Gevatterschaften sind Perlin-Borten erlaubt, auf's höchst 300 Gulden.“ Die Handwerksleutentöchter: „Borten von 100 Gulden, dieweil aber die Borten auf jetzt bestimmts weise eilfertig zu ändern unmöglich, so soll das Gehänk an denselben verboten, zu völliger Änderung aber 3 Monat bestimmt

¹⁾ Siehe die Miniatur eines Brautpaares von 1619 im Kunstmuseum Basel. — ²⁾ Reformationsmandate I, VI Staatsarchiv Basel.

sein, nach Verfließung solchen Termins ihrer Kostlichkeit verdächtig sein, confisziert werden.“

Doch nicht nur die Brautkrone hat sich so lange Zeit erhalten, auch die Kopfhülle für den Kirchenbesuch finden wir noch zu Glasers Zeit, wenngleich der dazu gehörige Mantel („seiner Unbequemlichkeit wegen“) verschwand. Gewiss hat Glaser in Anbetracht des Aussterbens dieses Mantels noch eine Frau mit demselben abgezeichnet; wie er auch an dieser Frau das ebenfalls verschwindende Filzbarettli auf der Haube angab (Fig. 2). Der schwarze Mantel bestand aus einem göllerförmigen Schulterstück und Kragen, von welchem der Stoff in feinen Falten bis auf die Füße hing. Er ist auf Fig. 2 vorn offen und lässt eine seidene Schürze herausschauen. Das graziöse, federngeschmückte Barett des XV. Jahrhunderts hat in den verschiedenen Teilen der Schweiz im XVI. Jahrhundert wunderliche Veränderungen durchgemacht. In Basel war es zu einem total flachen Filz- oder Samtdeckel geworden, am Rand mit einer Posamenterschnur begrenzt.¹⁾ In einem Trachten- und Stammbuch von 1600²⁾ finden wir an demselben vorn herum einen gerippten und gefälten Ansatz. Glaser zeigt den Deckel zum unförmig grossen pelzverbrämten Hut (Fig. 3 u. 4) angewachsen. Andererseits sehen wir den flachen Deckel kleiner werden³⁾ (8—10 cm Durchmesser), allmählich aber etwas an Höhe gewinnen; und so finden wir diese Kopfgarnitur, ein kleines umgekehrtes Töpfchen, bei Fig. 2 auf der weissen Haube, dem „Tüchli und Umschlägle“, sitzen. Von den Städtern endgültig abgedankt, hat sich dieses Filztöpfchen aufs Land geflüchtet, wo es von den entstehenden Volkstrachten angenommen und beispielsweise im Klettgau (Kt. Schaffhausen) von den Bäuerinnen bis zum Schluss des XVIII. Jahrhunderts getragen wurde.⁴⁾

Die vorgeschriebene Kopfhülle für den Kirchenbesuch war schon zu Holbeins Zeiten das „Tüchli“,⁵⁾ eine glatt sich über die Haare schmiegende Haube. Um das Gesicht herum war sie mit einer flachliegenden Spitze verziert. Über diese Haube faltete sich das „Umschlägle“.⁶⁾ Das meist duftige

¹⁾ Schweiz. Landesmuseum, Bild einer Baslerin v. Hans Bock 1573. — ²⁾ ibid. Trachten u. Stammbuch v. 1600, Georg Staub. — ³⁾ Kunstmuseum Basel: Portrait der Dorotea Wasserhun von 1625. — ⁴⁾ Historisches Museum Bern: Bild von J. Reinhardt. — ⁵⁾ Reformationsmandat I, VI Staatsarchiv Basel. — ⁶⁾ ebd. 1637.

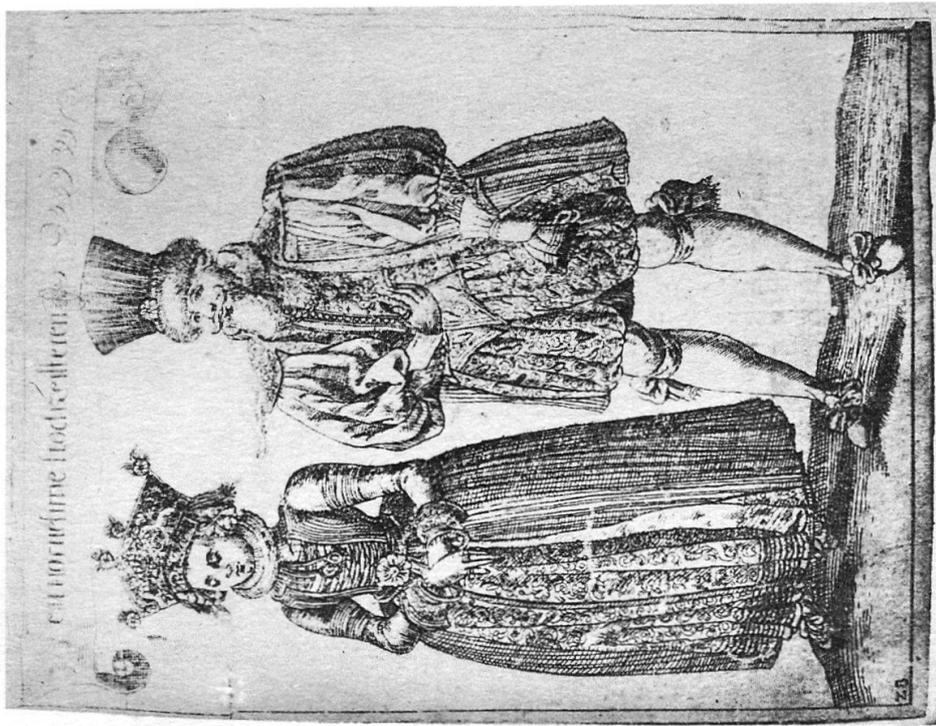


Fig. 1
ein uornehme hochzeitereinn

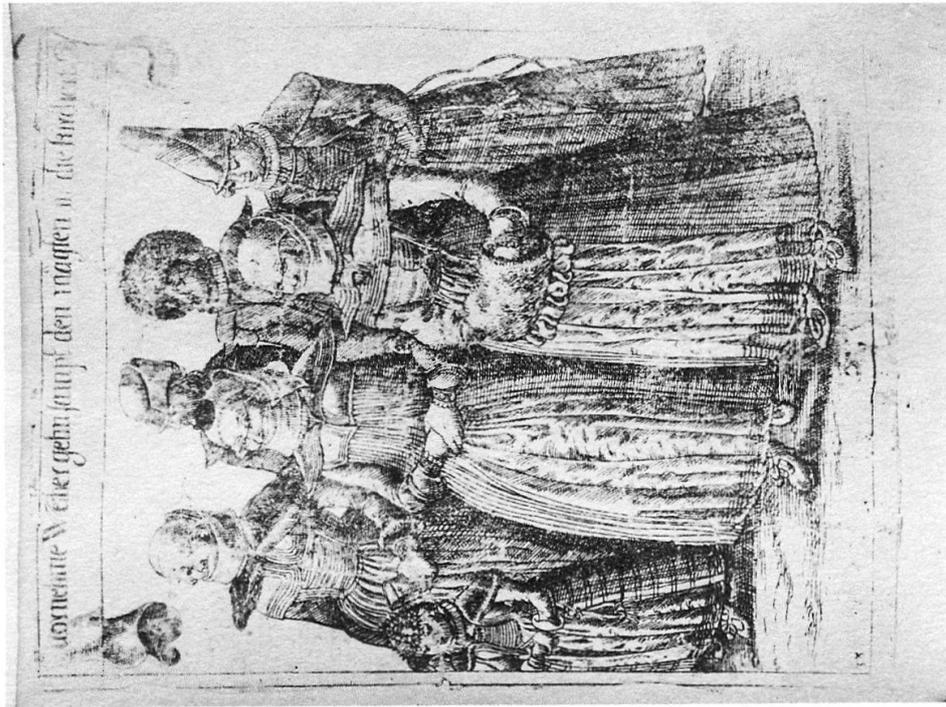


Fig. 2
uornehme Weiber gehn sampt den mägten in die kirchen



Fig. 3
die mutter und döchteren gehn zum hochzeitlichen mahl



Fig. 4
wie man bey den hochzeiten meyren aus gibt



Fig. 5
iunge frawen kommen aus dem bad

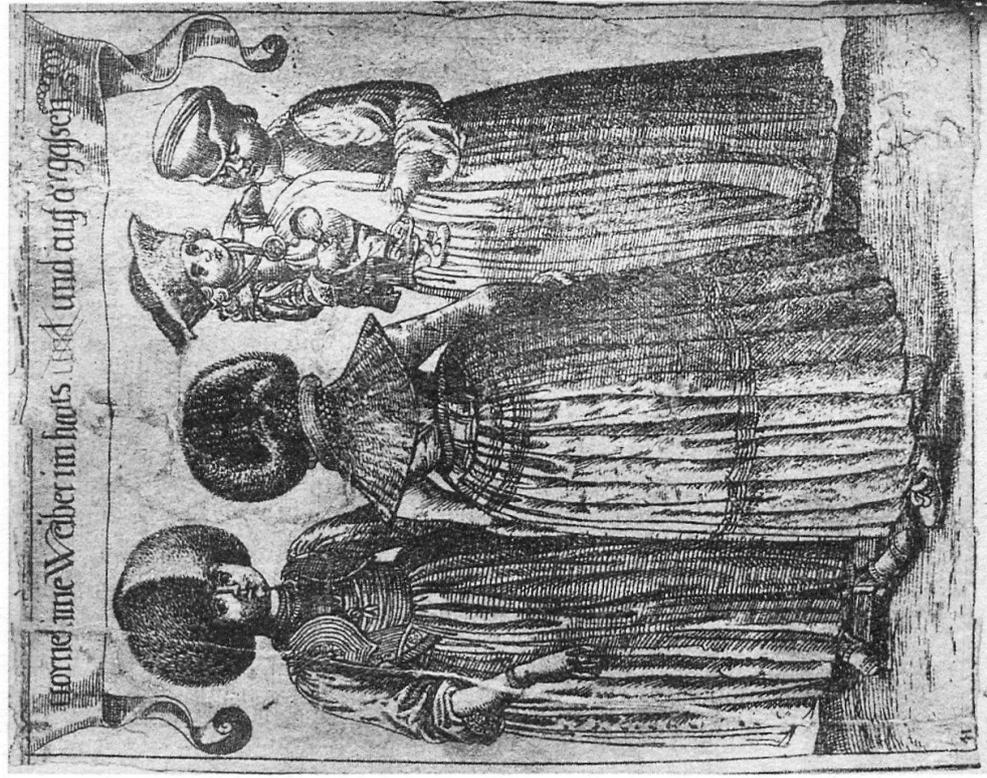


Fig. 6
uornehme Weiber im haus und auf der gassen

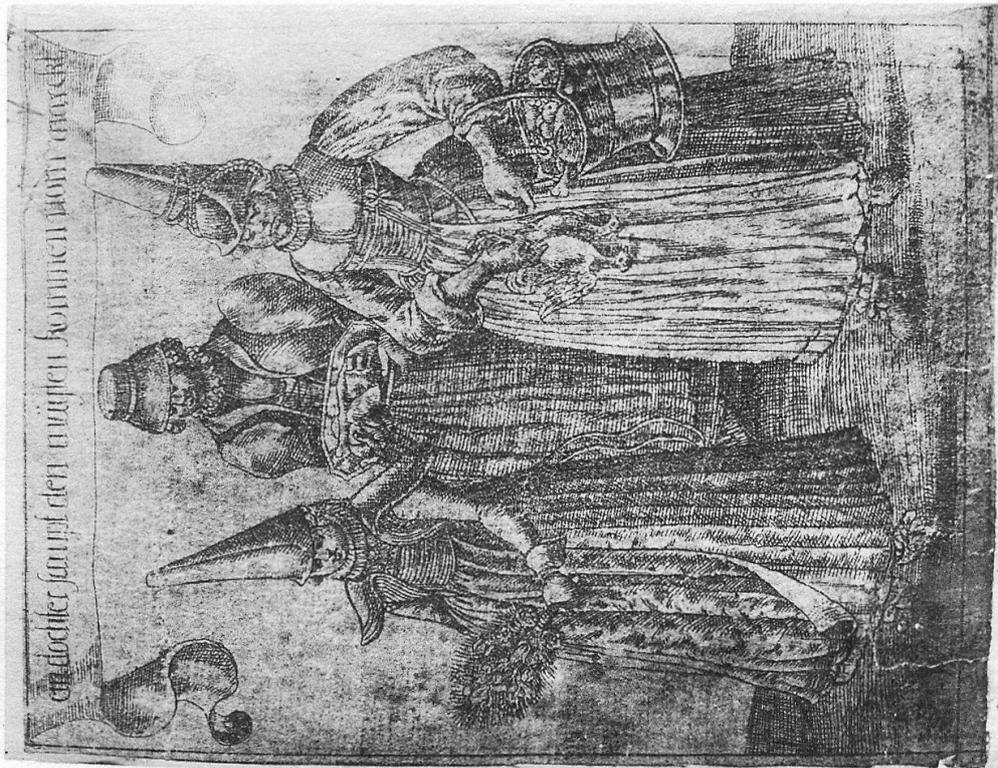


Fig. 7
ein dochter sampt den mägten kommen vom marckt

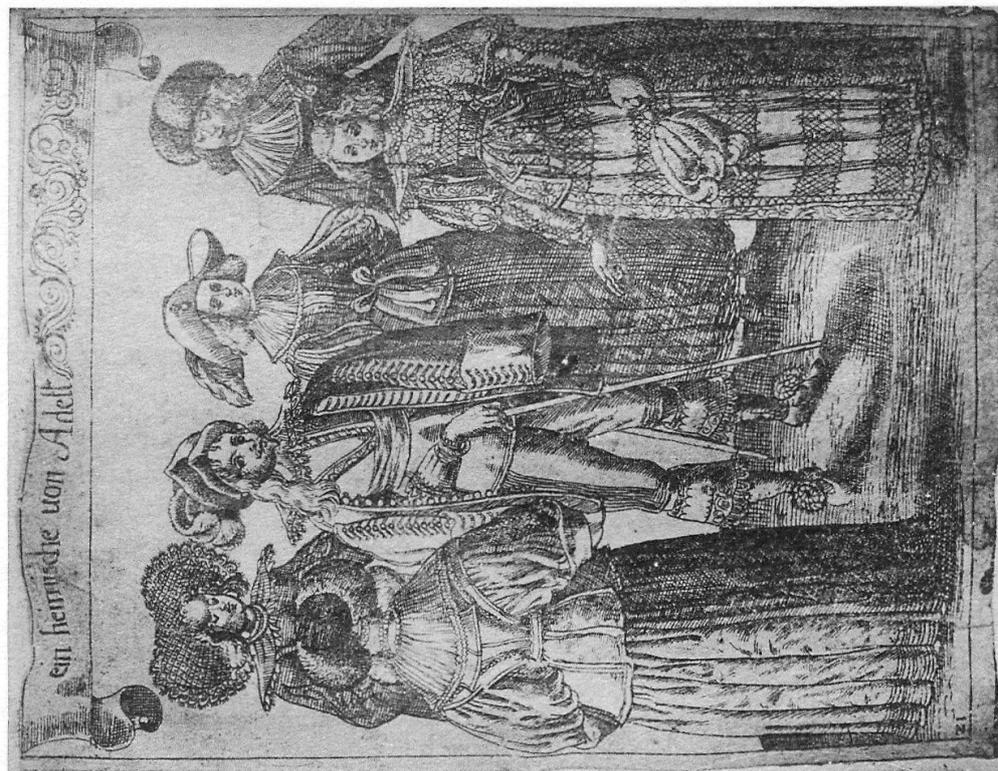


Fig. 8
einheimische von Adelt

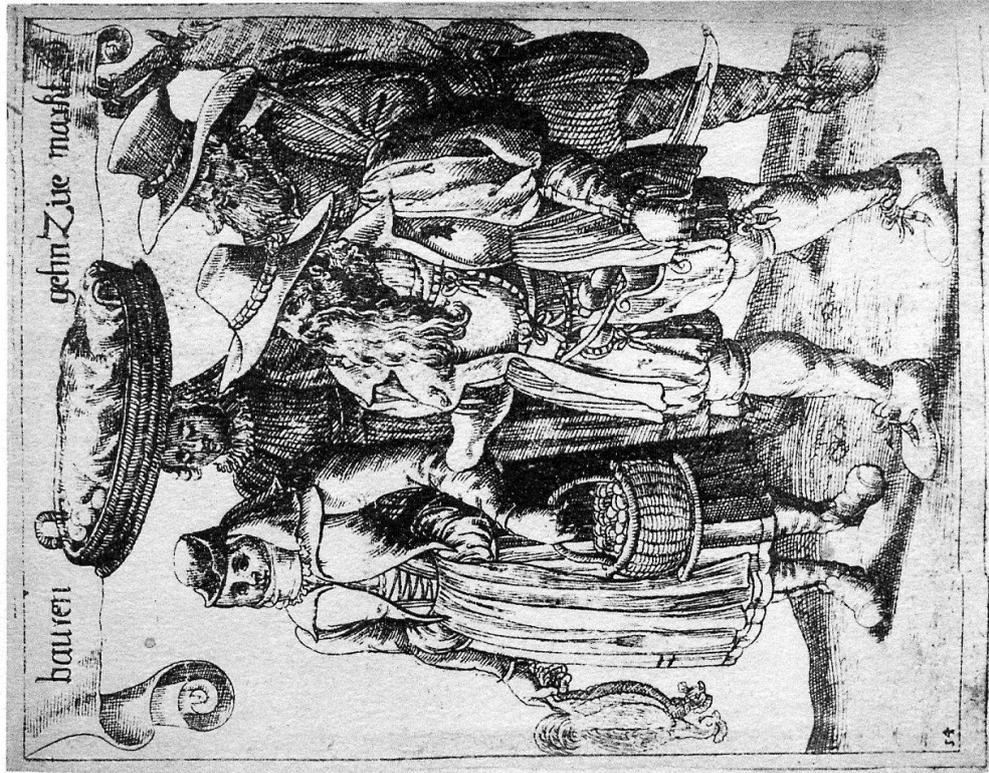


Fig. 9
bauern gehn zue markt

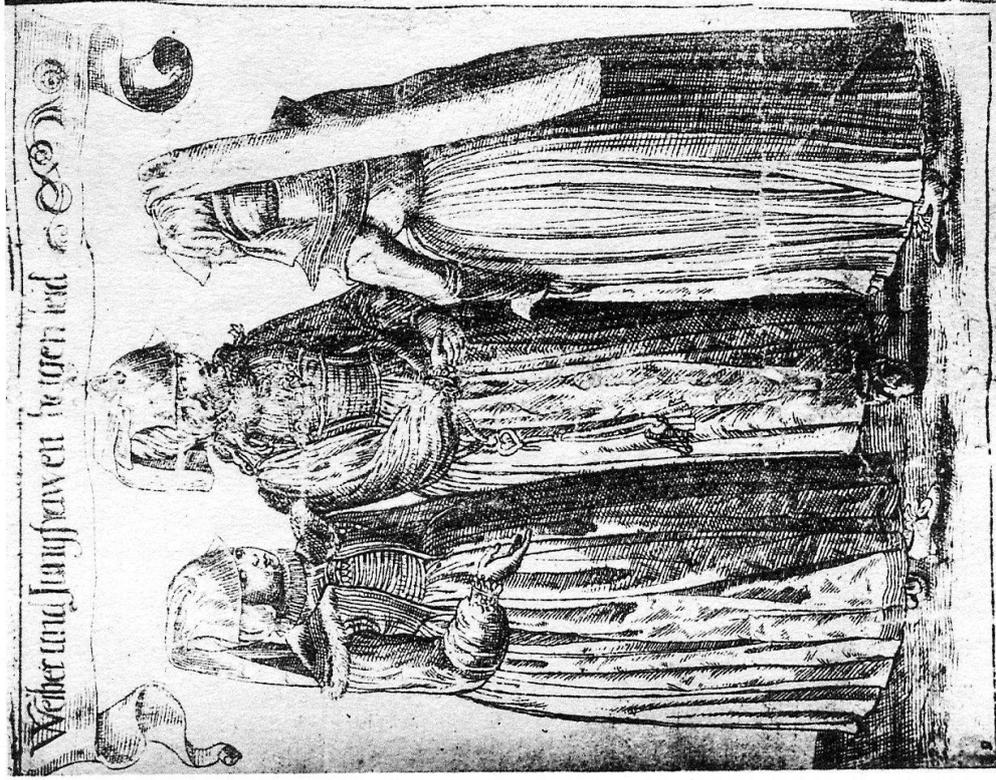


Fig. 10
Weiber und Jungfrauen tragen leid

Gewebe desselben fiel bis auf die Augenbrauen herab und bedeckte Mund, Kinn und Hals (Fig. 2). Zum Zeichen der Trauer wurde der Sturz beigefügt, ein „Schwengel“,¹⁾ der kürzer oder länger über den Rücken herabhing (Fig. 10). Jakob Ringle, ebenfalls ein Basler Kupferstecher, widmete ca. 1650 dieser Tracht ein Bildchen mit dem Knittelvers:

„Im Sturz sieht man der Weibertracht
Also wie hier ist, vorgemacht
Von hinten auch zu schauen an
Ein Weib im Sturz man sehen kann.“

Einen weitem Aufschluss erhalten wir durch die Glaser'schen Zeichnungen. In seiner I. Sammlung trägt keine Frau eine Pelzmütze; sie waren i. J. 1624 noch nicht in Gebrauch. Wir finden sie aber sehr oft in der II. Sammlung von 1634. Die Seitenansicht auf Fig. 5 und die Rückansichten 6 und 8 belehren uns, dass nur der riesige Wulst ums Gesicht herum aus Pelz bestand, der Kopf aber mit Samt bezogen und manchmal mit Porten oder Stickereien besetzt war. Kein Bild von Glaser zeigt aber diese „Brawenpelz“²⁾ auf einer weissen Kopfhülle. Erst gegen Mitte des Jahrhunderts kam diese Mode auf. Wieder hat uns der Nachahmer Glaser's, Jak. Ringle, ein Bild gestochen, auf welchem Kopfhülle und Pelzkappe zugleich sich vorfinden; dazu der Vers:

„In der Kapp und im Umschlägle geht
Eine Frau wie sie hier steht.“

Zu einem andern Bilde mit der „Brawenkappe“ heisst es:

„Die Braut die nicht von hohem Stand
Hat also ihr Hochzeitgewand.“

Die Mode der Pelzkappen hatte so überhand genommen, dass die Kappe an Stelle der Brautkrone getragen werden durfte. Bis 1630 war es nur gestattet, weisse Hauben zum Kirchenbesuch aufzusetzen, jetzt war die Pelzkappe erlaubte Kirchen-tracht.³⁾

Noch eines Bildes von Ringle von ca. 1650 möchte ich gedenken; es heisst dabei:

„Das ist der Jungfrau Borten Zier
Wann sie zur Kirche gehen hier.“

¹⁾ ebd. 1690. — ²⁾ ebd. 1637. — ³⁾ vgl. das Bild von 1650: Inneres des Basler Münsters (Hist. Museum, Basel).

Reiche Bräute bevorzugten also noch immer die kostbaren „Jungfern Bändel“ oder die „Bortenzier“ (Krone). Sie durften auch jetzt wieder „300 Gulden, aber nicht mehr, ohne Gehänk“, dafür auslegen,¹⁾ also 100 Gulden mehr als i. J. 1637.

Einen ganz drolligen Hut lernen wir im XVIII. Jahrh. und zwar in der Schweiz einzig und allein in Basel kennen. Es ist ein zuckerstockförmiger Filz von mehr als dreifacher Kopfhöhe, der über der Stirne ein ganz schmales vorstehendes Rändchen zeigt, das hinten aufgeklappt die Spitze des Hutes erreicht. Wir finden diesen Baselhut bei Männern jeden Standes. Auch Frauen und Kinder trugen denselben. Bei den erstern bemerken wir aber immer zwei hängende Zöpfe darunter, ein Beweis, dass nur Ledige sich damit bekleideten, aber reiche Töchter sowohl als arme Mägde setzten ihn auf (Fig. 2, 3, 6, 7). Die Mägde schlangen oftmals ihre Zöpfe oben über den spitzigen, als auch abgestumpften Kegel-Hut (Fig. 6 u. 7). Verheiratete verbargen ihre Haare stets sorgfältig unter der Haube. Die abgestumpften Hüte scheinen nur von Leuten „gemeinen Standes“ getragen worden zu sein.

Offenbar waren die Basler grosse Pelzliebhaber. Auf keinen Portraits in der Schweiz trifft man so viele Pelze, wie auf den baslerischen. Sahen wir schon bei Holbein eine Dame mit reicher Pelzbordüre an ihrem Kleid, so zeichnete Glaser wieder einen kniehohen Pelzbesatz an einem Rock (Fig. 6).²⁾ Der gleichen Frau legt sich auch ein breiter Pelzkragen tief über die Schultern herab. Überall finden wir Pelzgarnituren, an Hüten, Kappen, Kragen, Manschetten, Revers, Schläufen.

Die vielen Frauenbilder in Glasers zweiter Sammlung bestätigen gegenüber der ersten, dass die „übergrossen Weichi und Stöss“ (Polster an den Hüften), wie es in den Polizeimandaten heisst, kleiner geworden sind. Die bunten Querstreifenbesätze, „Blegene“, sind von der Mode verpönt; nur selten findet man 1634 eine Garnitur von schmalen Bändchen auf Saum der Röcke.

Die Röcke sind kürzer geworden, „fussfrei“. Sie sind mit feinen, eng gelegten Fältchen an das Mieder angenäht. Die Taille hat sich wieder geöffnet, nicht um Hals und Schul-

¹⁾ Reformationsmandat 1665 I, VI Staatsarch. Basel. — ²⁾ vgl. auch Wenzel Hollar's Kupferstiche von 1644.

ter, sondern über die Brust herunter. Ihre Vorderteile sind so schmal geworden, dass das Mieder, oder richtiger dessen Nestelung, sichtbar ist. Aus der Taille gestaltet sich eine kurze, offene Jacke. Das Wort Jacke existiert noch nicht, es heisst „Ermel oder Wamslin“. Eine Eigentümlichkeit, die nur in Basel zu finden war, bildeten die über die Schultern herabfallenden oder herausstehenden Kragen der „Ermel“, sehr oft mit Pelz oder Posamenterien besetzt (Fig. 2, 3, 5, 6). Der „Nestel“ ist ein Band oder eine Schnur, welche, über die Brust hin und herlaufend, sich auf beiden Seiten an den am Mieder angebrachten Haken festhält. Dieser Nestel war damals ein Prunkstück, nicht etwa das darunter liegende Brusttuch, wie es später der Fall war. Die „Preisnestel“, die oftmals aus Gold, Silber und Seidenschnüren bestanden, zogen mehr als 80 Jahre lang die prüfenden Augen der Polizei und somit Verbote und Bussen auf sich.¹⁾

Das Hemd war nicht mehr Schau-, sondern einfaches Wäschestück; deshalb wurde es vom Göller oder Halsmantel zugedeckt. Das Göller war in dieser Zeit ein unentbehrliches Kleidungsstück bei der Frauentoilette. Es bestand aus weisser Leinwand, war mit kostbaren Spitzen oder kunstvoller Handarbeit ausgestattet und musste vorschriftsgemäss bis auf das Mieder herunterreichen „nicht also kurz, dass es das leichtfertige Gemüt nicht verdecken kann.“²⁾

Nur den Mägden war es gestattet, sich im blossen Mieder und Göller und in Hemdärmeln auf der Strasse zu zeigen. Mit welcher Genauigkeit Glasers Stift arbeitete, sehen wir wieder auf Fig. 7. Er lässt erkennen, wie das Göller, welches an den beiden vordern Ecken Bänder und an den hintern Oesen besass (vgl. die Abbildung auf der Wäsche- resp. Plundertafel im Schweiz. Landesmuseum),³⁾ vorn auf der Brust festgebunden wurde. Heute findet das weisse Göller in der Schweiz noch Verwendung bei den zürcherischen Volkstrachten des Wehntales und des Rafzerfeldes.

Ein weiteres Stück, ohne das man sich eine Frau im XVII. Jahrhundert nicht vorstellen konnte, war die Schürze; sie wurde stets getragen. Je nach dem Stande der Frau und der Arbeit, bei welcher sie zur Verwendung kam, verfertigte

¹⁾ Reformationsmandat I, VI Staatsarchiv Basel 1637—1704. — ²⁾ ebd. 1637. — ³⁾ Anzeiger für schweiz. Altertumskd. 1908, 339.

man die damals fein gefältelten „Fürtücher“ aus Damast, Atlas, Taft, englisch Tuch, Cadis, Lindisch. Aber eine noch grössere Bedeutung als die Schürze hatte das „Krös“, auch „dicker Kragen“ genannt. Deshalb, weil diese von Männern und Frauen, Knaben und Mädchen von früh bis spät im Gebrauch waren. Ob jung, ob alt, ob arm, ob reich, alle trugen diese dicht gefaltete, breite Halskrause. Zu Dutzenden finden wir „dicke Krägen“ in den Erbschaftsrödeln jener Zeit aufgezählt und endlose Vorschriften über deren Dicke, Breite, Art der Fältelung und Stoffe wurden erlassen.¹⁾ Um 1700 trug der weibliche Teil der Stadtbewohner kaum mehr Halskrausen. Nachdem sie noch lange Zeit den Gelehrten und Ratsherren gedient hatten, im Kt. Bern von einigen Pfarrern bis Ende des XIX. Jahrhunderts getragen wurden, beschlossen sie ihren Lebenslauf ebenfalls bei den Volkstrachten, und zwar bei der Deutsch-Freiburger Frauentracht, die man heute noch bei Prozessionen zu sehen bekommt.

Glaser hat den „Einheimischen vom Adel“ ein spezielles Bild (Fig. 8) gewidmet. Offenbar wollte er damit zeigen, dass diese Bürger sich nicht stark an Mandate und Verordnungen hielten, sondern unbekümmert um dieselben sich die neuen Moden des Auslandes aneigneten. Der junge Geck zeigt ein auffallendes Federnbarett auf seinen „schandlich langen offenen“ Haaren. Er trägt einen „welschen modischen Rabatt“ (Kragen), enge Hosen, die über die Knie herunter reichen, kostbare Spitzenstulpen, Rosettenschleifen auf den Schuhen.

Die Frauen haben weite und geschlitzte Ärmel, lange Schösse an den Taillen, ebenfalls flache breite Krägen, Spitzen auf den Kleidern und modische Hüte.

Entgegen allen Ermahnungen der Polizei, das Neumodische nicht nachzuahmen und bei der „einheimischen, ehrbaren, alt-herkömmlichen Tracht“ zu verbleiben, schritt die Mode auch bei den Bürgerlichen vorwärts und so fand z. B. der mit aufgeschlagenem Rand versehene und nach beiden Seiten breitausladende Filzhut von Fig. 8 bis gegen 1700 ziemliche Verbreitung in Basel.²⁾ Auch der riesige aus Spitzen oder Chenillegewebe hergestellte Hut auf Fig. 8 ist auf Portraits von Baslerinnen zu finden.³⁾

¹⁾ Polizeiverordnung von 1637. Staatsarchiv Basel. — ²⁾ Portraits in Privatbesitz in Basel u. Historisches Museum in Basel. — ³⁾ ebd.

Ein besonders wertvolles Bild verdanken wir Hans Glaser in Fig. 9. Es ist bezeichnet: „Bauren gehn zue markt“. Dieses Bild gibt uns den Beweis, dass eine Volkstracht, die sich in ihrer Form von derjenigen der Städter auszeichnete, i. J. 1634 noch nicht existierte! Die Bäuerin trägt den faltigen Rock geschürzt, damit sie besser ausschreiten kann. Sie steckt in einer Jacke mit Achselkragen, wie die Stadtfrau; darunter ist ebenfalls das Mieder und das Gölle sichtbar. Auf dem „Tüchli mit dem Sturz“ sitzt der abgestumpfte Hut der „gemeinen Leute“. Um den Hals gewahrt man die Krause. Der Bauer schreitet, wie ein Stadtherr, in Pluderhosen einher, an welchen die Schamkapsel stehen geblieben. Das Wams ist nach veralteter Mode tief ausgeschnitten, seitwärts geschlossen und lässt das Hemd mit der Krause sehen. Der Rock zeigt den in der Stadt üblichen Schnitt. Er wird, statt aus Seide oder Tuch, aus grobem Tuch oder aus Zwilch verfertigt gewesen sein. Die Schnur, die der Bauer um seinen Hut gebunden, deutet im Verein mit dem Baselzeichen auf der linken Rockseite den Rang, wahrscheinlich den „Meier“, an. 1637 sagt das Mandat: „Die Baurenhütlin sollen schlechthin getragen, mit Bändlen eingefasst, aber keine Schnur drauf.“

Dürfen wir nun nach dem, was wir in Bild und Wort erfahren haben, von einer Basler Patriziertracht reden? Eine typische ganze Baseltracht gab es nicht. Baslerisch waren nur einzelne Teile der Kleidung des XVII. Jahrh. Baslerisch waren die zuckerstockartigen Männer- und Frauenhüte. Baslerische Mode war es, die Pelzmützen auf das Kinntuch und den Sturz zu setzen. Nur in Basel traf man den breiten, zweispitz-ähnlichen Filzhut der Frauen. Ausser der Kopfbedeckung waren nur die vielfache Pelzverwendung und die eigenartigen Achselkragen typisch für Basel. Im Übrigen und in späterer Zeit war die Kleidungsart in der Stadt Basel derjenigen der jeweiligen Allerweltsmode entsprechend.
